

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 24.

Elbing, den 29. Januar.

1891.

Dorfherzen und Dorfnarren.

Von B. Kunzendorf.

Wer die Fluren wandernd durchstreift, und sei es auch auf eng begrenztem Gebiet, lernt Land und Leute besser kennen, als der mit des Dampfes Schnelle durch die Welt Eilende. Jedes Dorf und jedes Städtchen haben besondere Eigenthümlichkeiten, von denen man erst nach längerem Verkehr mit den Bewohnern erfährt, und oft genug einen werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte eines Volkes liefern. Wer aber von denen, die nur mit Dampf dahineilen, Dorf und Kleinstadt als unbedeutend verachtend, könnte sich rühmen, je solche Eigenthümlichkeiten entdeckt und eingehend geprüft zu haben? Das ist der Grund, daß vielen Passionsreisenden manches Gebiet des deutschen Vaterlandes öde und uninteressant erscheint, während es doch in seinem Innersten so viel des Bemerkenswerthen bietet.

Zu den Eigenthümlichkeiten jedes Dorfes und jeder kleinen Stadt gehört es, daß unter den Bewohnern eine originelle Persönlichkeit sich befindet. Schrullenhafte Personen jedes Alters und jedes Standes, die man in der Großstadt unbeachtet vorübergehen läßt, sind im kleinen Ort bald in Aller Munde, die Phantasie spinnt einen Sagentreis um sie, und wenn sie Alles mit Ruhe über sich ergehen lassen, sind sie bald die Zielscheibe des allgemeinen Spottes und der Belustigung.

Aber neben diesen durch Spottsucht Anderer krankhaft gewordenen Personen weisen das Dorf und die kleine Stadt fast ausnahmslos irgend einen Armen oder elne Glende auf, die, nicht ihrer Stime mächtig, der Gemeinde oder einer Familie zur Last fallen, aber dabei doch so harmlos und gutmüthig sind, daß man sie frei und unbeaufsichtigt umherlaufen lassen kann. Es ließen sich allein aus der Mark Brandenburg Hunderte von Geschichten von diesen Bemittelten erzählen, aber doch mit sich oft ganz Zufriedenen erzählen, die das Volk schlechtweg „Dorfherzen“ oder „Dorfnarren“ nennt. —

In dem Dorfe Gosen unweit Erkner lebte bis vor Kurzem eine steinalte Frau. Wer zum ersten Mal dorthin kam, dem fiel sofort die Alte auf, wenn sie an der Landstraße vor ihrem Häuschen hockte, oder durch das Dorf trippelte. Es lag etwas Unheimliches in ihren Zügen, und der Volksmund mag wahr gespro-

chen haben, wenn er sagte, daß sie von Zigeunern abstamme, daß eine durchziehende Truppe dieser braunen Wanderer sie im Dorf zurückgelassen habe. Das Weib trug Perlenketten um den Hals, jeder Finger war mit einem unctionen Ringe geschmückt, und farbige Tücher und Bänder trugen dazu bei, das Phantastische ihrer Erscheinung noch zu erhöhen. Wahrsagen konnte die Alte auch, was Wunder, daß man sie in das Register der abenteuerlichen Figuren versetzte und sie „Zigeunermutter“ oder kurzweg „Dorfheze“ nannte. Wenn sie einsam am Ufer des oft recht stürmischen Goseners Sees umherirrte, flatterten ihre grauen Haare im Winde, eilten ihre feurigen Blicke weithin über die schäumenden und tobenden Wellen. Oft auch fuhr sie bei Sturm und Wetter über den See, allein mit kräftigem Ruderschlagen die Wellen theilend, aber Niemand im ganzen Dorf, auch nicht die beherztesten Fischerleute, hätten gewagt, sich ihrer Führung anzuvertrauen. Jedes Kind kannte die Dorfheze von Gosen, aber alle wichen ihr aus, und nur wenn ein Schwarm milder Rangen zusammen war, wurde ihr manches Spottwort nachgerufen, bis sie ihren alten Krückstock unter die Kinder warf, und das Häuflein nach allen Seiten auseinander lief. Eines Tages fing die Alte an, ihre wenigen Habseligkeiten zu verkaufen, und als das geregelt war, schnürte sie ihr Bündel und — wanderte aus. „Zu meinen Brüdern“, sagte sie mürrisch, wenn ein Neugieriger nach dem Ziele ihres Wanderns fragte. Die Kinder gaben ihr noch unter Zohlen und Schreien eine Strecke das Geleit. Aber die Alte drehte sich nach den Spöttern nicht um, sondern wanderte weiter und weiter, bis sie allein war auf öder Straße. Niemand hat je etwas von ihr gehört, Niemand sie jemals wieder gesehen. Gosen hat seitdem keine Dorfherzen mehr.

In einem der größten Spreewaldsdörfer trieb ein „verrückter Schweißschleifer“ lange Zeit sein Wesen. Der Mann hatte eine Passion, die ihn bei dem ganzen Wendenvolk an der Ufern der Spree bekannt gemacht hatte. Er lebte es, mit seinem Schleiferwagen die Spreearme zu durchschreiten, und wenn er dabei auch manchmal bis über die Hüften in die Fluth sank. „Mein Schleiffstein braucht Wasser, sonst ver- sagt er und ich kann nichts verdienen“, das war seine ständige Erklärung, wenn Jemand seiner Bewunderung über diese originelle Lei-

denkschaft Ausdruck verlieh. Später ergab sich der Aermste völlig dem Trunke, und in einer Frühlingssnacht, als das Wasser hoch stand, gerieth er im Zustand völliger Besinnungslosigkeit in eine tiefe Stelle und ging jämmerlich zu Grunde. Am andern Morgen fand man seine Leiche im Wasser, neben seinem Wägelchen. „Er ist in seinem Verus gestorben“, sagten die Leute, und in aller Stille wurde der „verrückte Scheerenschleifer“ nach dem Dorfkirchhof geschafft, wo er sein nasses Grab mit einer Krust in der Armenreihe verkaufte. Sein Handwerkszeug wurde zu Gunsten der Gemeindefasse verkauft, denn er hatte keine Angehörige, keine Freunde. Wer weiß, wie lange sie sich schon getrennt hatten von dem Unglücklichen?

Nicht weit von der Reichshauptstadt, in einem aufblühenden Ort, kommt's oft vor, daß ein Mann trommelnd durch die Straßen zieht. Er lebt diesen militairischen Rundgang, und wie weiland der Rattensänger von Hameln mit seiner Pfeifermusik große Kinderhaaren an sich lockte, so läuft auch unserm Trommler manches fröhliche Kind nach, bis er in seiner einsamen Behausung verschwindet. Der Mann hat einst bessere Tage gesehen, und die wohlhabende Familie, aus der er stammt, hat dafür gesorgt, daß er nicht zu darben nöthig hat. Ein Geschäftsmann in seinem Wohnort verwaltet sein Kapital, und von ihm holt sich der arme Narr allmonatlich seine Zinsen. Nebenbei aber verschafft er sich durch allerlei Handleistungen noch ein kleines Taschengeld, wofür er sich dann hier und da „etwas zu Gute thut.“ Eines Tages hatte er sich eine neue Trommel angeschafft, die nun seine Begleiterin wurde auf seinen Spaziergängen. Unter Trommelwirbel will er auch begraben sein, wenn's mal so weit ist. Harmlos und gutmüthig lebt er in den Tag hinein, noch nie hatte Jemand Veranlassung, über ihn zu klagen. Da der närrische Kauz noch im besten Mannesalter steht und äußerst kräftiger Natur ist, wird er wohl noch ein paar Jahrzehnte weiter so leben, bis es auch von ihm heißen wird: Gestorben — verdorben! —

Robert Bruß hat einmal in einem seiner erzählenden Gedichte: „Stumme Liebe“, von einem armen Dorfnarren erzählt, der nicht nur blöde, sondern auch taubstumm war und sich in das schönste Mädchen des Dorfes verliebte. Und als er ihr in einem Anfall von Liebeswahnsinn seine Gefühle allzu stürmisch offenbaren wollte, da — so heißt es im Gedicht — hielt man's für gut, in Fesseln ihn zu legen, Der stumme Hans, erzählte man, ist toll, Man wollt' ihn bessern, wie ein Thier, mit Schlägen.

Unwillkürlich wurde ich einst an diese ergreifende Dichtung erinnert, als ich in einem kleinen Städtchen der Mark einen armen Schreiber kennen lernte, der sich einbildete, der Schwiegerjohn des Bürgermeisters zu werden. Der Aermste; er war auch stumm, oder we-

nigstens, bis auf unverständliche Töne, der Sprache beraubt, hatte aber die üble Gewohnheit, viel von sich zu halten, so daß er nirgendß gern gesehen war. Im Grunde aber war es ein herzensguter Mensch, und wenn er den Gegenstand seiner Liebe jemals erobert hätte, wäre er vielleicht ein ganz nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden. Aber an dieser fixen Idee ging er zu Grunde. Der Spott blieb nicht aus, als sich das hübsche Töchterlein des Stadtoberhauptes standesgemäß verheirathete. Aber am Hochzeitstage geberdete sich der arme Schreiber wie rasend, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er im Gotteshause vor dem Traualtar ein Drama aufgeführt hätte. „Seht ist er toll geworden“ — sagten die Leute, und mit seiner Freiheit war's vorüber; man schaffte den „Narren“ in eine Irrenanstalt, deren Luft er nicht lange mehr athmete. Schaurig, wie sie begannen, endete auch diese „stumme Liebe“.

Religiöse Schwärmerei und Aberglaube haben immer unter der Landbevölkerung eine große Rolle gespielt. Hier und da ist schon ein neuer „Messias“ oder ein „Wunderdoktor“ aufgetaucht, der unter seinen Landsleuten als ein großer Mann angestaunt wird, außerhalb dieser engebegrenzten Sphäre aber nur Spott und Hohn erntet. Einer der originellsten Sonderlinge dieser Art lebte bis vor wenigen Jahren in einem Dorfe in der Nähe von Posen. Der „Viehdoctor“ oder der „Katzenshinder“ wurde der Alte genannt, der ein unheimliches Wesen zur Schau trug. „Wir Mediziner“, pflegte er von sich zu sagen, wenn er Jemandem Rath und Belehrung zu Theil werden lassen wollte. Des Nachts war er nie zu Hause, da ging er auf die Jagd nach Katzen und Ratten, fing auch wohl manchmal eine Gule oder eine Fiebermaus, und die Leute behaupteten, daß er einerseits sich von dieser Jagdbeute nähre, andererseits aber das Fleisch der Thiere zu seinen Medicamenten verarbeitete. In einer Erdhöhle hatte er seine Werkstatt, sein „Labbertorium“, wie er es nannte; darin auszuhalten war aber nur ihm möglich, denn der Gestank benahm jedem die Luft. Eines Tages hatten die scharfen Gerüche auch den alten Hegenmeister überwunden, er war leblos in seiner Werkstatt zusammengebrochen, und wenn nicht mitleidige Nachbarn sich seiner erbarmt hätten, wäre er an Ort und Stelle hinübergeschlummert. So aber wurde er noch einmal in das Leben zurückgerufen, aber er hatte nur noch Zeit, Bestimmungen über seinen Nachlaß zu treffen, denn drei Tage darnach starb er. Unter seinen Flaschen, Essenzen und Mixturen fand man auch eine große Menge Geldes und ein Fläschchen mit der Aufschrift „Elixir zum Verlängern des Lebens.“ Nun sagten die Bauern: „Es war doch bloß ein Puschler; hat sich da ein Lebenselixir gebraut und ist doch gestorben.“ Kein „Wunderdoktor“ hat in jener Gegend wieder Glauben gefunden. —

Endlos ist die Schaar der Originale auf Dörfern und in kleinen Städten, und mancher Roman ließe sich schreiben über das Leben solcher Leute, das, mag es auch noch so engbegrenzt verlaufen, doch des Romantischen selten entbehrt. Der Einheimische, der sie täglich sieht, täglich mit ihnen verkehrt, beachtet sie kaum noch in ihren Eigenarten, aber desto mehr prägen sich ihre Absonderlichkeiten dem Fremden ein, wenn er aufmerksam gemacht wird auf diese Dorfherzen und Dorfnarren. Auf Grund dieser selbst gemachten Erfahrung entstand dieses kleine Erinnerungsbild, das hoffentlich Niemandem wie eine Verpottung von Noth und Unglück vorkommen wird.

Winterabend-Spiele.

Ein gewisses Konversationstalent erfordert das Spiel „Die ansteckende Geschichte“; gegen ihre Pfandgefährlichkeit ist die Infektionskraft eines Schwindstichsbacillus problematisch. Deshalb wird „die ansteckende Geschichte“ zumeist von größeren Kindern, den sogenannten „jungen Leuten“ gespielt, und auch diese müssen noch tüchtig aufpassen, um ungestraft zu bleiben. Das Spiel aber ist folgendes:

Der Spielleiter vertheilt an die Gesellschaft Hauptwörter irgend welcher Art. Ein Beispiel illustriert stets am besten:

- A. erhält das Wort Habakuf
- B. " " " Rosinensauce
- C. " " " Alte Jungfer
- D. " " " Velociped
- E. " " " Leberwurst
- F. " " " Stiefelknecht
- G. " " " Weilchen
- H. " " " Professor Koch

und nun beginnt der Spielleiter die ebenso merkwürdige als fabelhafte Geschichte zu erzählen, nachdem er nicht unterlassen hat zu erwähnen, daß dieselbe eine unwiderstehliche Ansteckungskraft enthalte, dergestalt, daß Jeder, dessen Wort genannt ist, glatt und ohne Stocken den Faden der Erzählung weiterspinnen oder im Unvermögensfalle ein Pfand geben muß.

Der Spielleiter erzählt also:

Als ich noch ein kleiner Junge, ein ganz kleiner Junge war, liebte ich alle Wurstwaaren sehr.

(E. setzt sich in Positur, aber wehe ihm, wenn er zur Fortspinnung einsetzte, Wurstwaaren ist für das Spiel noch keine Leberwurst.)

Der Spielleiter hat eine tückische Pause gemacht und fährt dann fort:

— aber allem zog ich Rosinensauce — —

B. fällt ein:

— vor und wie ich versichern kann, bekommen sie Menschen und Vieh ganz ausgezeichnet. Mir waren sie derart lieb, daß, als ich zu meinem Geburtstag gefragt wurde, ob mir jene Sauce oder ein Velociped — —

D. fällt ein:

— angenehmer wäre, ich einen Augenblick schwankte, dann aber entschied ich mich für einen Stiefelknecht — —

F. fällt ein:

— dessen vortreffliche Leistungen mir immer sehr imponirt hatten, wenn Professor Koch — —

H. fällt ein:

— den Cholera bacillen die Stiefel auszog. Darüber vergaß ich aber keineswegs meine geliebte Leberwurst — —

E. fällt ein:

— zu welcher ich mir Habakuf — —

A. fällt ein:

— und eine alte Jungfer — —

C. fällt ein:

— einlub. Diese beiden kamen immer per Velociped — —

D. fällt wieder ein:

— natürlich auf einem zweifüßigen und brachten einen solchen Vahrenbunger mit, daß ich eine wahre Freude hatte. Aber ich war auch galant und vor dem Bläse der Dame fehlte niemals ein Strauß Weilchen — —

G. fällt ein:

— während für Habakuf — —

A. fällt ein:

— hinterm Ofen der Stiefelknecht — —

F. fällt ein:

— bereit stand, so machten wir drei es uns bequem und — —

Der Spieler fällt aus eigener Machtvollkommenheit ein, wenn er es für angemessen hält, neue Worte zu vertheilen:

— mit einer vergnügten Indigestion endigt die ansteckende Geschichte.“

Die Uebergänge sind ganz absichtlich so knapp und kurz auf einanderfolgend gehalten, damit das Beispiel keinen ungebührlichen Raum beanspruche und recht anschaulich sei. In der Praxis wird viel mehr und mit lustigen Abschweifungen erzählt werden können. Wenn ein Einfallswort genannt und von demjenigen, der es sich anzunehmen hat überhört wird, so soll der Sprechende recht gleichmäßig weiter reden, durch keinerlei Pause oder gar Anblicken des Betroffenen auf den Fehler aufmerksam machen. Aber einige Sätze danach hat er sich zu unterbrechen und die Strafpfändung zu beantragen. Der Spielleiter fällt mit in Strafe, wenn er seinerseits den Fehler gleichfalls überhörte und der Erzähler bereits einige Sätze weiter erzählt hat, ohne daß die Pfandeinziehung ex officio erfolgte. Mit unbertheilten Worten — in denen natürlich Namen und Bezüglichkeiten der Anwesenden vertreten sein können — verjüngt sich das Spiel von selbst so lange, als man es fortzusetzen wünscht.

Manngfaltiges.

— Kalakaua, der König von Hawaii, ist am 20. ds. in San Francisco gestorben. David Kalakaua I. wurde am 12. Februar 1874

vom hawaiiſchen Parlament zum König gewählt und am 12. Februar 1883 als ſolcher gekrönt. Vor ſeiner Berufung auf den Königsthron war er ein gewöhnlicher Schiffer im Hafen von Honolulu und verdiente ſich außerdem als Banjoſpieler in den dortigen Tingeltangeln noch ein hübsches Stückchen Geld, welches er eben ſo raſch und leicht zu verjubeln verſtand, wie ſpäter ſeine Zivillifte, welche größer war als das Gehalt des Präſidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Außerdem bezog er noch anſehnliche Einkünfte aus Kronländereien und aus Privatunternehmungen, bei denen er theilhaftig war; alle die Einkünfte ſind aber ſeit lange gerichtlich beſchlagnahmt und gehen durch die Hände eines Maſſenverwalters, der damit die Schulden des Königs bezahlt. Europa hat den Mann kennen gelernt, als er eine Reiſe um die Welt unternahm und auch Berlin beſuchte. In Wien will man ihn damals in öffentlichen Ballſalonen beſtroffen haben, wo gekrönte Häupte ſonſt nicht zu erſcheinen pflegen. Er war kürzlich nach den Vereinigten Staaten gereiſt, wie es hieß, um ſein Königreich zu verkaufen. — Einige anekdotiſche Einzelzige aus ſeinem Leben ſehen hier noch mitgetheilt. Als ſich Kalakaua nach ſeiner Thronbeſetzung in Paris befand, veranſtaltete ihm zu Ehren ein großer Pariſer Klub ein Eſſen. Der König nahm die Einladung an und begab ſich mit einem zahlreichen Geſolge und einem Dolmetſcher in den Klub. Nach dem Eſſen fragte der Klubpräſident den Dolmetſcher, ob Se. Majeſtät nicht den Spielfaal zu ſehen wünſche. „Gewiß,“ antwortete der Dolmetſcher nach Befragen ſeines Herrn, „allein der König hat kein Geld bei ſich, denn er glaubte nicht, Gelegenheit zum Spielen zu bekommen.“ „Das macht nichts, wir werden Ihnen welches geben.“ Man brachte dem König 30,000 Franken. Kalakaua ſtedte das Geld, ohne eine Miene zu verziehen, in ſeine Taſche, ließ ſich alſdann in den Spielfaal führen, begrüßte dort die Spieler und Bankhalter, drückte ſeine Bewunderung über die prunkhafte Einrichtung aus und zog ſich, ohne einen Heller aufs Spiel zu ſetzen, majeſtätlich zurück. — Die zweite Rundreiſe durch Europa und Amerika ſoll Kalakaua 40,000 Fr. gekoſtet haben — die Hälfte ſeiner Zivillifte. Seine Unterthanen fanden jedoch, er habe zu viel ausgegeben, und verweigerten ihm die Mittel zu weiteren Reiſen. Kalakaua war trotz ſeiner Bildung ſehr abergläubig. Während einer Krankheit deſſelben hatten die Zauberer ihm erklärt, der Born eines Vulcans, welcher eine der Sandwich-Inſeln mit einem Strom brennender Lava bedeckte, könne nur durch die Opferung einer königlichen Prinzessin beſänftigt werden. Kalakaua verurtheilte daher ſeine Couſine, die Prinzessin Lile-Lile, zum Hungertode, und der Mächtspruch wurde vollzogen.

— **Eine Stadt ohne Licht und ohne Telephon.** Einen ergötzlichen Streich hat vor Kurzem der launiſche Zufall den Ein-

wohnern von Odeſſa geſpielt. Der alte Robold, der es von jeher geliebt hat, die armen Menſchenkinder häufig in große Verlegenheit zu verſetzen, hat ſich, um die guten „Odeſſiten“ zu ärgern, dieſes Mal des modernſten Hilfsmittels unſeres Jahrhunderts, des elektriſchen Lichtes und des Telephons, bedient. Man ſchreibt, wie folgt, darüber: Ein ſchlaftrunkener ruffiſcher Poſtbeamter, der irgend einen „Angeſchloſſenen“ mit Amt II. verbinden ſollte, knüpfte die betreffende Drahtſchnur mit der einer elektriſchen Batterie zur Beleuchtung der Sadowaja-Straße zuſammen. Der Erfolg war ein frappirender. Statt für das Auge, ſingen ſämmtlich elektriſchen Batterien von Odeſſa augenblicklich fürs Ohr zu arbeiten an. Die elektriſchen Lampen erloſchen und gleichzeitg begann es in allen Komptoirs, Bureauz und Privatwohnungen mit Telephonanſchluß heftig zu klingeln. Verwirrt und entſetzt ſtürzten die ſo Angerufenen zu ihren Telephons, um dann, als die ſchrecklichen Apparate nicht zum Schweigen zu bringen waren, ſich im Dunkel auf die Straße hinaus zu taſten. Bis 8 Uhr Abends währte die Verwirrung, bis man endlich auf den Gedanken an die Möglichkeit einer Verwechſelung der Drähte gekommen iſt. Dieſelben wurden nun wieder entwirrt und das ohrenzerreiſſende Geſtingel hörte auf. Der Beamte aber, der die ganze Verwirrung angerichtet, mußte Urlaub nehmen, um mitten im Winter eine kleine „Ferienreiſe“ anzutreten.

— **Amerikanische Familien-Gemüthlichkeit.** Eine gräßliche Familientragödie hat ſich in Tennesſee abgeſpielt. Der frühere Richter James A. Warder wurde jüngſt zum Stadtſyndikus von Chattanooga ernannt. Seine Tochter hatte den Hauptkaſſirer der dortigen erſten Bank, Mr. Fugette, geheirathet und alle drei lebten zuſammen. Am Sonnabend beſprach Warder mit ſeinem Schwiegersohn und ſeiner Tochter den Plan eines neuen Hauſes, welches ſie zu bauen beabſichtigten. Es entpamm ſich ein Streit, der damit endete, daß beide Männer Revolver zogen und auf einander zu feuern begannen. Warder verwundete Fugette zuerſt, worauf letzterer einen Schuß abfeuerte, der ſeinen Schwiegervater tödlich verwundete. Ein zweiter Schuß aus Warders Waſſe tödtete indeß Fugette auf der Stelle. Frau Fugette, welche dem Schießen Einhalt thun wollte, wurde durch eine Kugel ebenfalls ſchwer verletzt. Der Richter iſt noch beſinnungslos und Frau Fugette war bis jetzt nicht im Stande, zuſammenhängende Angaben über die Urſache des unſeligen Streites zu machen.